

Zeitschrift: Die Vorkämpferin : verfocht die Interessen der arbeitenden Frauen
Band: 11 (1916)
Heft: 1

Artikel: Die Frau und das Leben
Autor: Berg, Thea
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-351061>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Frauen und der Krieg.

Der Krieg ist die entsetzlichste Geißel der Menschheit. Schiller, der Freiheitskämpfer, läßt Stauffacher im „Wilhelm Tell“ zur Gertrud sagen: Ein furchtbar wütend Schrecknis ist der Krieg: die Herde schlägt er und den Hirten.

Der Krieg lastet auf den Frauen am grausamsten. Er mißhandelt sie und die Kinder viel mehr als die Männer. Er macht sie arbeits- und familienlos. Er überantwortet sie dem bittersten Hunger, der grenzenlosesten Not in der kalten, ausgeräumten Wohnung. Der Anblick der weinenden oder kranken und sterbenden Kinder, die keine Tränen mehr vergießen, erfüllt das tiefempfindende Mutterherz mit namenlosem Weh. Wie sprach es aus Mienen und Blicken jener Vertriebenen, der Evakuierten aus Frankreich, die in Schaffhausen zu kurzer Rast verweilen durften. Mit mattglänzenden, verfürten Augen saßen die Kinder da. Verzweiflung, Entsetzen lag in den Gesichtern der Erwachsenen. Wie mußte jene Mutter körperlich und seelisch leiden, die erst auf wiederholtes bittendes Drängen ihren Verband vom Hals löste und eine tieferternde, unbehandelte Wunde bloßlegte, die schon die Halsröhre ergriffen hatte. Mit übermenschlicher Kraft überwand sie den eigenen Schmerz und mühte sich in grenzenloser, selbstvergessender Liebe um ihr totkrankes, in Fiebern zuckendes Kindlein. Ein furchtbar wütend Schrecknis ist der Krieg. Er kennt kein Erbarmen, keine Schonung. Fort mußte auch sie, die arme Mutter mit ihrem Kinde, fort mit den andern nach Savoyen, wohin die Zehntausende von Leidensgenossen aus der sonnigen fruchtbaren Champagne verbracht worden waren, neuer Not, neuen Leiden entgegen.

Der Krieg ist mit der wachsenden Macht des Menschen, den Fortschritten von Technik und Wissenschaft, eine furchtlos zerstörende Kraft geworden. Zerstören ist ja unendlich viel leichter als aufbauen. Wie viel blühendes Männerleben hat er im Laufe der ungezählten Jahrtausende gemordet.

Neuere Forscher schätzen das Alter der Erde auf fünfhundert Millionen, das der Menschheit auf mehr als zweihunderttausend Jahre. Krieg, blutiger Raubkampf, tobte wohl von Anbeginn unter den Menschen. Sobald die Keule, der Schlagstock, der Speer, Bogen und Pfeil als Angriffswaffen und Verteidigungswaffen gegenüber den wilden Tieren, den einzelnen und in Herden streifenden Ungeheuern, erfunden waren, trat mit dem Jäger zugleich der Krieger auf. Jagd und Krieg aber lehrten die Männer den Wert der Vereinigung, der Solidarität kennen. So wurden sie den in den engen Grenzen der Familiengemeinschaft lebenden waffen- und wehrlosen Frauen überlegen. Ja, das Herrschen über die Schwächeren ward als Lust, als Süßigkeit, empfunden und führte zur Vernechtung der Frau.

Sie konnte sich ihre Freiheit wohl noch geraume Zeit erhalten, wenn es ihr gelang, den nomadenhaften Zug des Mannes zu bezwingen. Dies geschah durch ihre Sehnüchtheit, indem sie im nahen Bereich der aus Zweigen geflochtenen und mit Rasen und Erde bedeckten Hütte den Boden bebauten. Wenn sie sich aus der Beeren- und Pflanzenjammlerin zur Feldbebauerin entwickelte. Sobald aber das Privatigentum aufkam, sobald der Mann persönlich Besitz nahm vom Vieh, vom Grund und Boden und späterhin vom Geld, vom Kapital, sank die Frau herab zu seiner Dienerin, zu seiner Sklavin und wurde zuletzt selbst zur käuflichen Ware.

Der Mann als Jäger, als Krieger — noch heute zählen diese Betätigungen zu den vornehmsten — neigt mehr zur Grausamkeit, zur Gewalttat. Die Frau als Trägerin des neuen Lebens, als Hüterin und Beschützerin der Kinder, nährt in ihrer Brust die zärtlichen Gefühle der Mutterliebe, die im Laufe der Jahrtausende zur seelischen Kraft anwachsen, die dem Zerstörertrieb des Mannes sich immer bewußter entgegenstemmt.

Wohl zu keiner Zeit wie in der Gegenwart, in den unfeligen Tagen der Barbarei des Völkerkrieges, ist dieser

Widerstreit, dieser Konflikt, so offen zutage getreten. Am klarsten und schmerzlichsten empfindet ihn die Proletariermutter, die klassenbewußte Arbeiterin. Aber auch ihr Leidens- und Kampfesgenoff, der männliche Arbeitsklave, der die wahren Ursachen seiner verelendeten Lebenslage erkannt hat. Nicht als Patriot ist er an die blutige Front gegangen, um das Vaterland zu schützen. Der eiserne Zwang der nationalen Militär- und Herrschermacht des Kapitals, der Geldbespotie, ließ ihm keinen anderen Ausweg. Wozu hatte er denn in Friedenszeiten sich in der Handhabung des Gewehres geübt? Wozu hatte er zielen und schießen gelernt auf das Schwarze im weißen Felde?

Sobiel ist sicher. Die Mäntungen zu Wasser und zu Lande werden nach Beendigung des Weltkrieges ihren Fortgang nehmen. Der mechanischen Art der Zerstörung mit Speer und Schwert, mit Bogen und Pfeil, ist die chemische gefolgt mit Pulver, mit Sprengmitteln und erstickenden Gasen. „Auf einer dritten Stufe,“ schreibt ein Gelehrter, „wird man zur Zerstörung durch organische Mittel übergehen, wie es der Entwicklung der Wissenschaft entspricht. In den Kriegarsenalen der „Kulturstaaten“ werden Tausende von Gelehrten jene kleinen Mikroorganismen züchten, welche die Cholera, die Ruhr, den Typhus, die Beulenpest und alle Seuchen hervorbringen. Und Tausende von Agenten leben im Nachbarvolk, trefflich ausgestattet mit den Seuchenerregern. Und sobald der Krieg erklärt ist, beginnen sie auf allen Straßen und Plätzen, in Dörfern und Städten nächtlicherweile — zu streuen. Noch bevor die Heere aufeinander stoßen, kommt das große Sterben, ein Hinschlachten in allen Formen, gegen das der schwarze Tod des Mittelalters erlassen muß.

Man wird sagen, daß dies ein Hirngespinnst sei, und überdies gegen die Genfer Konvention verstoße. Aber der Krieg ist die „Kunst“, den Gegner wehrlos zu machen mit allen dazu tauglichen Mitteln, und wenn die Existenz eines Volkes auf dem Spiele steht, sind alle Mittel recht.“

So schreibt ein Mann der Bourgeoisie, ein Wissenschaftler. Das Herz droht einem beim Lesen dieser kalten Zeilen stille zu stehen. Nein, und tausendmal nein, schreit es in uns Frauen, in uns Müttern auf, das darf nimmermehr sein. Ein jedes Menschenleben ist ein gar köstlich Gut. Das köstlichste ist aber das Leben des Kindes. Es ist heilig, weil in ihm die Zukunft, der Fortschritt liegt, weil es die Erfüllung aller Hoffnungen und Ideale bedeutet, die in uns lebendig sind und nach Gestaltung ringen.

Mutter! In deinem Kampf gegen die Zerstöreremacht des Krieges, in deinem Kampf um das Leben, stehst du nicht allein. Trockne die weinenden Augen und blick' empor! Er schreitet dir entgegen, der trotzig Streiter, der dir zur Seite stehen und den feindlich noch so gewaltiger Ansturm zu vernichten imstande sein wird. Noch trägt seine Gestalt die Züge der Jugend. In seinem Innern aber brennt ein ewig Feuer, das ihn unaufhaltsam vorwärts treibt, der unauslöschliche Schmerz über das wahnsinnige Blutvergießen, den Völkermord. Er, der Sozialismus allein, wird im Bunde mit dir, o Mutter, im Bunde mit dem geknechteten Arbeitsvolk, der Befreier aus Tod und Grauen, der Erlöser der Menschheit, der Friedensbringer, sein.

Die Frau und das Leben.

Uns Frauen ist von einem höchsten Willen, mögen wir ihn Naturwillen oder anders benennen, ein Vermächtnis anheim gegeben. Wir stehen in unmittelbarer, engerer Beziehung zum Leben, zum Lebendigen, als das männliche Geschlecht. Welches Maß ganz eigener Leiden und Freuden verknüpft uns nicht als Mütter mit dem werdenden und gewordenen Leben.

Auch der Mann ist fähig, zu opfern, zu leiden, zu bluten. Gewiß! Die Geschichte weiß sogar im großen und ganzen viel mehr von männlichen Helden, Aposteln, Märtyrern zu

erzählen. Von ihm weiß man unendlich viel öfters als von der Frau, daß er um großer Ziele willen — als Freiheit, Wahrheit, Gerechtigkeit wurden sie mit Vorliebe bezeichnet — das Schwerste in die Waagschale geworfen hat. Von der Nähe gesehen, sind diese Ziele freilich meistens etwas ganz anderes, sie entsprechen vielmehr als den genannten Idealen jenem dem männlichen Typus eigenen Triebe, zu erobern, zu besitzen und wieder zu erobern. Was, wendest du ein, jene Ziele sollen nichts anderes sein, denn etwas, das dem rücksichtslosen Ausleben der vorhandenen Kräfte entspricht, aber nicht etwas, das um des Lebens selbst willen, sondern oft, sehr oft auf Kosten des Lebens, angestrebt wird? Ja, in der Tat. Denn die Eroberung setzt häufig eine Zerstörung voraus. Es ist im menschlichen Geschehen kein Zufall, daß die Kriege von den Männern gemacht werden. Gewiß gibt es auch kriegsbegeisterte Frauen, aber sie sind eine Entartungserscheinung, der Rippe des Mannes entstammend und nicht die Regel.

Gerade aus der Haltung der sozialistischen Frauen im heutigen Kriege und auch des auf sich selbst besinnenden Teiles der bürgerlichen Frauen geht hervor, daß wir unserer Vermächtnis doch nicht untreu geworden sind. Wir können es bezeichnen als Liebe zum Leben und zum Lebendigen. In ihr liegt die Quelle unserer höchsten Kraftentfaltung. Aus dieser Liebe schöpft die Frau das tiefe Erfaßten der Bedürfnisse des Lebens, sie läßt sie zu dessen Beschützerin und Förderin werden. Darum haben wir soviel Lebensfremdes, soviel Lebensfeindliches in unserer sogenannten Kultur, weil der entrechteten Frau so wenig Möglichkeit gegeben ist, die Rechte des Lebens und des Lebendigen zu vertreten.

Wohl müssen wir beifügen, ein großer Teil der heutigen Frauen ist sich ihres Vermächtnisses, das Leben zu lieben, zu schirmen und zu fördern, gar nicht bewußt. Die treugebliebenen Frauen aber können einfach nicht zusehen, wie so viel Leben um sie verkümmert, elend zugrunde gehen muß, um Lebensfremder Ziele, des Profites, der Dividende willen. Wer sind sie, diese Treugebliebenen? Wohl niemand anders als die, die am meisten leiden, weil ihre Kinder zum Darben, zum Siechtum, zur Freudlosigkeit verurteilt sind. Zu ihnen gesellt sich dann noch das kleine Trüppchen Frauen, die im fremden, hungernden Kinde das Leid des eigenen fühlen.

Die treugebliebenen Frauen müssen sich gegen den Staat, gegen das Vaterland erheben, das ihre Kinder mordet und sie zu Mördern werden läßt.

Wir wissen es, daß heute, wo so viele Männer das Banner ihrer Ueberzeugung, das Banner unseres Kampfes verließen, ein Bund treugebliebener Frauen existiert. Die Kundgebung gegen den Krieg, die er vor einem halben Jahre erlassen und unter den schwersten Umständen in den Völkermassen verbreitet hat, zeugt für ihn. (Internationale sozialistische Frauenkonferenz in Bern im Frühjahr 1915.) Die Machthaber sind auf ihrem Wege der Vernichtung über das Dokument der Frauen, wie über einen beliebigen Papierfetzen hinweggegangen. Es war aber mit Tränen und Blut geschrieben, mit den Tränen und dem Herzblut der Frauen. Und deshalb fand es den Weg in die Herzen aller, die Leben beweinen, um Leben zittern. Ueber einen Papierfetzen läßt sich hinwegschreiten. Aber so oft ihr Mächtigen wähnt, damit auch uns, Frauen, verstummen zu machen, so oft erheben wir wieder unsere Stimme, um euch daran zu erinnern: Wir werden, solange ein Herzschlag und ein Gedanke in uns leben, nie vergessen, daß ihr unser Liebstes gemordet. Wir werden uns immer und immer wieder erheben, um uns zurüsten, damit wir künftig gewappnet sind, wenn es gilt, das bedrohte Leben zu schirmen. Thea Berg.

Weihnachten.

Weihnachten? Sprich mir nur nicht von Weihnachten, von dieser größten aller Lügen der Christenheit! Jedes Jahr tut einem der Widerspruch weh zwischen dieser Verkündigung der Liebe Gottes, des Friedens auf Erden und der Grausamkeit der Menschen und ihrer Ordnung, dem Unfrieden in ihrem Zusammenleben. Und in diesem Jahr ist der Widerspruch so schreiend, daß wir wirklich nicht noch extra davon reden müssen. Darum lieber still sein von allem. Die Welt ist anders, die Menschen sind anders; Weihnachten ist ein Kindermärchen, Weihnachten ist keine Wirklichkeit.

Ich will nicht mit dir streiten, wenn du so empfindest; ich kann es gut begreifen. Laß mich dir nur sagen, was ich an Weihnachten immer noch und immer wieder als sehr wahr und wirklich empfinde, was mir übrig bleibt, wenn auch sonst alles davon zunichte zu werden scheint. Uebrig bleibt mir dies beides: eine große Winterdunkelheit und — ein Kindlein. Ist das gar so wenig? Oder ist es doch etwas Großes? Ja, groß ist jedenfalls die Dunkelheit, und wir fragen uns, ob es überhaupt möglich ist, daß es noch finsterner werde. Aber das mag wohl sein, vielleicht muß die Nacht der Not, der Lüge, des Hasses, des Sterbens noch dichter und finsterner werden — vielleicht —, aber um so mehr bleibt doch das andere Wahrheit, das Kindlein.

Das Kindlein ist nun wirklich das einzige und beste Weihnachtslicht, das ich heute sehen kann, aber es überstrahlt auch die finsternste Dunkelheit. Denn sieh, so ein Kindlein in seiner Reinheit, Unschuld und Güte, in seinem Vertrauen und sonnigen Frohsinn, ist es denn nicht gerade so wirklich, als all das andere, das dich und mich bedrückt? Ist's uns nicht so ein Beweis, daß es so etwas wie Güte, Reinheit, Vertrauen eben doch gibt? Du meinst, das gebe alles verloren, wenn das Leben erst einmal ein paar Jahre gelebt werde, und es sei viel zu schwach, um all die finsternen Mächte zu besiegen. Ich sage dir, die Quelle ist unerschöpflich! Mit jedem neuen Kindlein steigt wieder eine Summe des Lichtes auf aus dem geheimnisvollen Grunde unseres Lebens; ein jedes Kindlein möchte uns zurufen: „Es ist Wirklichkeit, das, woran das Beste in euch glaubt, es gibt eine Macht von Liebe und von Reinheit!“ Wir freilich verdunkeln dieses Licht immer wieder und viel geht verloren von der reinen Kraft des Kindes. Aber können wir denn da nicht lernen, können wir da nicht besser machen? Wollen wir nicht einmal einsehen, daß unsere Kleinen in vielem eben größer sind als wir, daß wir sie nur leiten und führen können, wenn wir uns gleichzeitig vor dem Licht beugen, das aus ihren klaren Augen noch unverdunkelt strahlt? Ihr lieben Mütter, ist denn das kein Weihnachtslicht? Wer kann uns das nehmen?

Und wenn ihr so kleingläubig sein wollt und meint, das Licht des Kindes werde doch ausgelöscht vom Leben, so frage ich euch: was ist denn auch heute noch für euer Leben die höchste Macht, die ihr anerkennt, was habt ihr am liebsten an euch selbst, was möchtet ihr am besten hüten, ist's nicht das Gleiche? Mehr als vor aller Lügenherrlichkeit, tiefer als unter den Zwang der Not beugen wir uns doch vor der Macht des Guten, gewaltiger als alle Gewalt der Erde erschüttert uns die Gewalt der Liebe. Das hat das Leben nie und nimmer in euch bezwingen können.

Und so ist das Weihnachtskindlein ein tiefes Symbol: Es erleuchtete die dunkle Winternacht, sein Stern strahlte über alle Länder. Das, was sich im Kind verkörpert: die Reinheit, die Unschuld, vor allem das liebende Vertrauen, das werden auch die Mächte sein, die unsere heutige dunkle Welt durchleuchten können. Es kann nicht Frieden und Freude geben, solange Menschen und Völker in Argwohn, Kampf und gegenseitigem Mißtrauen miteinander stehen, sei dies nun im Einzelleben, sei es in der Wirtschaft, sei es in der Politik. Das hat uns in die große Dunkelheit hineingeführt, aus der es nur eine Rettung gibt: „Es sei denn,